

Triumph des Herzens

PASSION UND AUFERSTEHUNG

PDF - Familie Mariens

16.Jg. (II) 2008

Nr. 88

*Durch die Auferstehung Jesu hat die Liebe sich
stärker gezeigt als der Tod und als das Böse.*

Papst Benedikt XVI.

Das Osterlicht erleuchte alle Herzen

*Als der Auferstandene durch verschlossene Türen hindurch
zu Seinen verzagten Aposteln kam, war ihr Glaube erschüttert und
ihr Vertrauen geschwächt; nur die Liebe brannte noch in ihnen.*

Und so „freuten sie sich“, als sie Ihn sahen!

*Zwei heilige Priester Russlands im 20. Jh., die diesen österlichen Blick
nie verloren haben, sind der orthodoxe Starez Sampson und
der katholische Bischof Sloskans, über die wir Euch in dieser Ausgabe
unseres Triumph des Herzens erzählen möchten.*

*Obwohl beide unter den Kommunisten unsäglich litten und beide viele Male
dem Tod ins Auge sehen mussten, zerbrachen sie dennoch nicht.*

*Durch nichts ließen sie sich ihr Gottesbild trüben und das Licht der Gottesliebe
im Inneren auslöschen, ebenso wenig die verzeihende Liebe zu ihren*

Starez Sampson (1898-1979)

Suche nach dem rechten Weg

Auf Drängen seiner geistigen Kinder erzählte Starez Sampson im Alter öfter rückblickend auf sein ungewöhnlich bewegtes, dramatisches Leben und seine Kindheit: „Ich wurde 1898 in Sankt Petersburg in einer wohlhabenden, adeligen Familie geboren. Mein Vater, Graf Esper Alexander Sivers, stammte aus altem dänischem Adel, und meine Mutter Anna war Engländerin. Als ausgesprochene Schönheit der Londoner High Society war sie einem indischen Prinzen versprochen. Da er sie

aber vor der Hochzeit betrog, floh sie nach Russland, wo sie auf einem Ball meinen Vater kennenlernte.“

Die beiden heirateten, und Anna unterrichtete ihre drei Kinder im anglikanischen Glauben. Ihr Sohn Eduard, der spätere russisch-orthodoxe Starez Sampson, war sehr musikalisch, ritt gerne, lernte leicht und beherrschte in kurzer Zeit sechs Sprachen. Da sein Vater Freund und Berater des letzten Zaren, Nikolaus II., war, wartete eine Glanzkarriere auf den jungen Aristokraten.

Doch der 12-jährige Eduard hatte ganz andere Interessen. Er schrieb in sein Tagebuch: *„Ich fragte mich, welche der christlichen Konfessionen wohl die richtige sei, kaufte mir heimlich Bücher und las in allen möglichen Sprachen über den Glauben.“*

Mit Vorliebe besuchte der junge Graf orthodoxe Kirchen, deren fremde Liturgie mit den feierlichen Gesängen ihn faszinierte. Schließlich fragte ein Priester den so gar nicht russisch-orthodox aussehenden 14-Jährigen: *„Warum kommst du immer wieder hierher, was gefällt dir denn hier so sehr?“* - *„Mir*

gefällt alles. Ich möchte orthodox werden“, war die spontane Antwort Eduards, der sich weiter erinnert: *„Damals habe ich durch die Gnade Gottes den orthodoxen Glauben kennengelernt. Ich war sehr einsam und musste mich gegen Vater, Mutter, Schwester, Bruder und zudem gegen alle Verwandten stellen. Ich wundere mich selbst darüber, wie ich dazu fähig war. Ich ging ganz in mich hinein und betete tief, um alle Zweifel auszuräumen. Niemand konnte mir sagen, welchen Weg ich gehen soll, nur Gott allein. Und Er wies ihn mir!“*

Orthodox

Nach dem Abitur begann der 19-Jährige in Sankt Petersburg das Medizinstudium, und endlich erfüllte sich sein Herzenswunsch: 1917 konvertierte er zum orthodoxen Glauben, aber heimlich, um der Mutter diesen Schmerz zu ersparen: *„Das Ereignis meiner ersten Hl. Kommunion war für mich so wichtig, dass mir selbst das herrliche Singen und Lesen der Liturgie bedeutungslos schien. Ich war so voll Licht, dass dieses Glück mit nichts auf dieser Welt zu vergleichen war.“* Im Sommer traf der Grafensohn auf der Straße zwei orthodoxe Mönche, die er spontan ansprach: *„Ich würde gerne in ein Kloster gehen, um dort an Ort und Stelle das Mönchtum kennenzulernen.“* Und nachdem er sich daheim ohne viele Erklärungen verabschiedet hatte, reiste Eduard noch am selben Tag mit den beiden in ihr Kloster St. Sabbas von Krypetsk und bat Abt Vasily um Aufnahme. *„Nun begann mein wahres Leben! Man führte mich zu einer Zelle, gab mir den geflickten Habit eines verstorbenen Mönches, und meine erste Pflicht bestand darin, 48 Kühe zu waschen. Dann half ich in der Küche, auf dem Feld und wurde Kutscher.“*

Alles keine alltäglichen Arbeiten für einen Adligen, aber Eduard war überglücklich! 1918 trat er als Novize endgültig ein, doch sollte es

nur für kurze Zeit sein: *„1919 drangen 20 bewaffnete Bolschewiken in unser Kloster ein und holten mich, weil man meinte, ich sei ein Großfürst aus dem Zarenhaus der Romanow.“*

22 Tage hielt man ihn in einem Eisenbahnwaggon, worzusammengepfercht mit Kriminellen, gefangen und verurteilte ihn schließlich zum Tod durch Erschießen. Es ist ergreifend, wie Eduard selbst von seiner Erschießung erzählt: *„Als sie mich an die Wand stellten, war ich völlig im Frieden, denn ich wusste: Gott schaut auf mich. Er hat es zugelassen. Nie in meinem Leben habe ich jemanden verurteilt, auch jene nicht, die mich erschießen sollten. Ich entschuldigte und rechtfertigte sie, denn sie erfüllten nur ihre Pflicht. Sie erhielten ihren Befehl und führten ihn aus. Sie hatten nicht den Mut zu sagen: ‚Nein, ich werde es nicht tun!‘, und darin besteht ihre einzige Schuld, aber auch die wird ihnen der Herr wegnehmen, denn niemand hatte sie gelehrt, anders zu handeln. Dann schossen sieben Mann aus 15 Schritt Entfernung auf mich. Mein Arm wurde getroffen, mir wurde ganz heiß, und ich fiel um. Einer stieß mich grob an und sagte kurz: ‚Der ist tot!‘ In der Nacht kamen zwei Mönche aus meinem Kloster, die sich in der Nähe in einem Heuhaufen*

versteckt gehalten und alles mitverfolgt hatten. Sie kleideten mich in die Uniform eines Rotarmisten und brachten mich im Zug nach Sankt Petersburg zu meiner Mutter. Ich hatte bereits eine Blutvergiftung, und so kam ich gleich ins nächste Krankenhaus. Meine Schulter war zersplittert, und ich wäre beinahe verblutet. Nach acht Operationen und dank vortrefflicher medizinischer

Betreuung konnte man meinen rechten Arm retten, doch litt ich zeit meines Lebens an den Folgen der Schussverletzung.“ Die Genesung ging langsam voran. Zunächst musste der junge Sivers ein ganzes Jahr im Krankenhaus in Gips liegen, dann schickte man ihn zur Erholung in die Krankenabteilung ins Kloster von Tichvin, in der er bald selbst die Kranken tröstete und geistliche Vorträge für sie hielt.

Endlich Mönch

Mit 23 Jahren trat Eduard im Mai 1921 in die herrliche Klosteranlage der Lawra von Sankt Petersburg ein, in der der Erste Weltkrieg und die Revolution ihre Spuren hinterlassen hatten. Überall herrschte Hungersnot, und wie sehr litt Anna Sivers, wenn sie ihren Sohn besuchte und ihn hungernd und krank vorfand. Vor allem aber schmerzte es sie, dass ihr „Edi“ orthodox geworden war: *„Du weißt, dass du uns alle verletzt und beleidigt hast, die ganze Familie! Wir streichen dich aus der Liste der Lebenden und Verstorbenen unseres Adelsgeschlechtes.“* Doch er war nicht beleidigt: *„Ich vergab ihnen. Ich fühlte keine Kränkung, keinen Ärger, nichts! Ich hatte die Welt verlassen und träumte davon, Mönch zu werden.“*

Und so kam es auch: Am 25. März 1922 wurde er Mönch Simeon, zu Ehren des greisen Simeon. Von dieser Zeit erzählte er später seinen geistigen Kindern: *„Ich lebte inmitten vieler heiligmäßiger Mönche. Es war eine große Gnadenzeit. Ich bemühte mich, mit dem immerwährenden Jesusgebet ernst zu machen, denn ich sehnte mich sehr danach, Seelen zu Jesus zu führen.“*

Obwohl Eduard - nun Simeon - erst 24 Jahre alt war, kamen bald sehr angesehene Leute, um bei ihm Rat zu holen und sich geistig führen zu lassen. 1925 wurde er zum Priestermonch geweiht, zu einer Zeit, da das Regime mit wachsendem Hass gegen Priester und Klöster vorging. 1928 traf es auch die berühmte Lawra von Sankt Petersburg. Alle Mönche wurden in Gefängnisse gebracht oder in Lager verschleppt. Von Simeon, dem Klosterökonom, forderte man vergeblich die Schlüssel zu den Geldern. Daraufhin sperrten ihn die Revolutionäre in die sogenannte „Straßenbahn“, einen Raum, voll von Menschen, so dass Lebende und Tote bewegungslos nebeneinander zu „stehen“ hatten. Diese dreiwöchige Tortur überlebte der junge Mönch nur wie durch ein Wunder. Ununterbrochen betete er jenes Mariengebete, das ihm drei Stunden vor seiner Verhaftung auf ungewöhnlichste Weise geschenkt worden war. *„Ich erinnere mich, wie mir im Schlaf der hl. Starez Seraphim von Sarow (†1833) in langem weißem Gewand in meiner Zelle erschien. Er beugte sich über mich und begann langsam zu beten:*

Allernädigste, meine heiligste Herrscherin und Herrin! Allerreinste Jungfrau, Gottesgebälerin Maria! Muttergottes, du meine sichere und einzige Hoffnung! Verschmähe mich nicht! Verstoße mich nicht! Verlass mich nicht! Weiche nicht von meiner Seite! Verteidige mich und halte Fürsprache für mich! Erhöre mich und schau' auf mich, meine Herrin! Hilf mir und verzeih, verzeih, Allerreinste!‘

Während dieser Worte fühlte ich Seraphims Tränen warm auf meine Stirn tropfen. Als ich erwachte, sprang ich aus dem Bett und schrieb das Gebet sofort nieder, und während

der 18 folgenden Jahre führte, beschützte und begleitete mich die Allergnädigste in Konzentrationslagern und in unsagbarer Bedrängnis.“

Der Rattenkeller auf den Solovki-Inseln

Zusammen mit vielen anderen Priestern und Mönchen wurde Simeon dann über 700 km nach Norden auf die Solovki-Inseln gebracht, die zu einem riesigen kommunistischen Arbeitslager und Gefängnis umfunktioniert worden waren. Sechs Jahre, von 1928 bis 1934, wechselte der ehemalige Grafensohn dort von Straflager zu Straflager. Neben vielen schrecklichen Torturen warf man ihn mit anderen Gefangenen in ein Kellergeschoss, in dem ausgehungerte Ratten auf sie warteten. Das Schreien der Gefangenen, die von den Tieren angefallen und bis auf die Knochen aufgefressen wurden, war grauenhaft! Priestermonch Simeon aber stand mitten unter ihnen und betete ununterbrochen laut das Gebet zur Allergnädigsten. Zum Erstaunen aller liefen die hungrigen Ratten nur über seine Füße, taten ihm jedoch nichts zuleide!

Hautnah erlebte Simeon den dämonischen Hass krimineller Mitgefangener, für die Töten

ein tägliches Vergnügen war: *„Als ich einmal zum Kartenspiel mit Schwerverbrechern gezwungen worden war und dabei verlor, stand meine Strafe fest: Mitten im Winter, d. h. bei -30°C, riss man mir die Kleider vom Leib und stellte mich aufs Eis, einige Stunden lang! Nur meiner ‚Allergnädigsten‘ und dem Jesusgebet verdanke ich, dass ich nicht erfroren bin.“* Trotz all dieser Qualen galt seine Sorge weiterhin den Seelen! Welches Glück erlebten viele Häftlinge in dieser Hölle, wenn der große Beter ihnen die Hl. Beichte abnahm! Jene, die dazu keine Kraft mehr hatten, baten ihn sterbend: *„Vater, halte meine Hände in deinen Händen! Dann ist mir leichter!“* Was für ein Trost war es für Simeon, als er Waldaufseher wurde und dort im Dickicht mit 60 Gefangenen einmal heimlich die Heilige Osterliturgie auf einem Baumstrunk feiern konnte!

Gefangen an vielen Orten

Im Jahr 1934 kam der 36-Jährige ganz überraschend frei. Unter ständiger Überwachung lebte er in Borisoglebsk, bis er zwei Jahre später ebenso unerwartet wieder in Haft kam. *„Ich putzte Toiletten, arbeitete als Mechaniker, Tankwart, Waldaufseher. Als Krankenpfleger saß ich dann nachts über Fachbüchern, um tagsüber den kranken Mitgefangenen beistehen zu können. Dabei wussten alle, dass ich Priester war, und viele konnten heimlich die Hl. Beichte und Hl. Kommunion empfangen.“* *„In Zügen schleppte man uns*

ab 1938 von einem Lager zum anderen bis in den Fernen Osten. So kam ich auch nach Baku, in die Hauptstadt Aserbaidschans, wo mir in einem riesigen Kriegslazarett etwa 800 deutsche Gefangene anvertraut wurden. Ich kannte jeden Einzelnen!“

Im Krieg mit Japan musste Simeon 1944/45 im äußersten Osten bei japanischen Kriegsgefangenen als Lagerarzt arbeiten. Als der japanische Feind immer näher rückte, kam von den Russen Befehl, im Fall der Eroberung alle japanischen Häftlinge zu erschießen. Diese

bereiteten sich schon auf den Tod vor, als Simeon eine innere Stimme hörte: „Keiner von euch wird erschossen, und du selbst wirst ein hohes Alter erreichen. Schau nach rechts!“, und er sah sich selbst als weißhaarigen Starez. „Schau jetzt nach links!“ Dort stand eine große Schar, und er hörte: „Das sind deine geistigen Kinder!“ So versprach er den Häftlingen: „Wir werden am Leben bleiben. Gott hat unsere Gebete erhört.“ Und so kam es.

Gegen Kriegsende wurden erste Amnestien für Priester erlassen. Doch die Lagerleitung wollte den erfahrenen Arzt nicht ziehen lassen. So entschloss sich der 47-Jährige im August 1945 zur Flucht: „Ich war völlig allein, trug aber in mir eine heilige Sicherheit, dass die Flucht gelingen wird, so dass ich in vollkommenem Frieden war ... Ich ging und ging bis zum Umfallen. Drei Paar Schuhe lief ich durch, meine Füße waren voller Blasen und mein ganzer Körper übersät mit Läusen. So durchquerte ich den Fernen Osten, Sibirien und wanderte entlang der Wüste, bis ich nach Kirgisien kam. 12 000 km zu Fuß! In der Nacht wanden sich Schlangen aus allen Löchern, Kröten und anderescheußliche Tiere krochen umher. Vor allem aber begegnete ich hier schrecklichen Dämonen, so dass mir die Haare zu Berge standen. Nie hätte ich diese Wochen ohne das Jesusgebet und das Gebet zur ‚Allernädigsten‘ überlebt! Ich trug auch stets die kleine Ikone der Gottesmutter

‚Sucherin der Verlorenen‘ bei mir. Sie wachte über jeden meiner Schritte. Dann kam die Steppe, die ich irgendwie ohne Karte und ohne Kompass bewältigen musste. Taschkent in Usbekistan war mein Ziel, um dort vom Bischof Hilfe und Weisung für mein weiteres priesterliches Wirken zu bekommen.“

So unglaublich es klingt: Der Pilot eines Ein-Mann-Flugzeuges erbarmte sich des Flüchtlings und nahm ihn auf einen abenteuerlichen Flug mit: „Ich saß hinter dem Piloten, nur auf einem Brett! Seit Tagen hatte ich nichts gegessen und getrunken, und meine Füße baumelten frei in der Luft. Ich war einer Ohnmacht nahe und zwang mich, keinen Augenblick nach unten zu schauen. Nach drei Stunden landeten wir nahe bei Taschkent.“ Für die Weiterreise fand der erschöpfte Mönch einen Maulesel, doch dieser Ritt hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Denn entlang eines Kanals verlor er das Gleichgewicht und fiel ins Wasser. Kolchoserbeiter am Ufer sahen dies, zogen den Leblosen aus dem Kanal und riefen einen Polizisten herbei, der einen Totenschein ausstellte. „Dann luden sie mich auf einen Karren und brachten mich zum Friedhof. Auf dem holprigen Weg dorthin erbrach ich all das schlammige Wasser und richtete mich auf. Vor Schreck liefen die Arbeiter davon und schrien laut: ‚Ein russischer Gott ist auferstanden!‘“

Frei und doch nicht frei!

Endlich fand der Flüchtling als Pfarrer in einem Dorf im Nordkaukasus in der Nähe der Stadt Stavropol Unterschlupf. In kürzester Zeit hatte der Priestermonch einen unglaublichen Zulauf von Jugendlichen und Erwachsenen. Clubs und Tanzlokale leerten sich, denn alle wollten nicht nur seine Predigten hören, sondern auch als seine geistigen Kinder angenommen werden. Simeon erzählte: „Ich begann die Hl. Liturgie am Mittwoch in der Karwoche und verließ

die Kirche bis zum Ostersonntag nicht mehr. Jedes Mal, wenn die Liturgien beendet waren, hörte ich Beichte - Tag und Nacht. Allein aus Stavropol konnte ich in diesen Tagen 13 000 Gläubigen die Hl. Kommunion reichen. Welcher Sieg der Kirche!“ Das war zu viel für die Kommunisten! Wenig später, Simeon feierte gerade die Hl. Liturgie, umstellte die Miliz die Kirche. Dennoch gelang es den Gläubigen, ihren geschätzten Priester ungeschoren wegzubringen.

Die Flucht in die Stadt Baku brachte viele neue Leiden: „Der Zug hielt plötzlich. Ohne Erklärung brachte man mich nach Baku in ein dunkles Gebäude. Doch das alles war ein Missverständnis! Man meinte, ich sei ein amerikanischer Spion! Gewaltsam versuchten sie mir den vermeintlich falschen Bart und die Perücke herunterzureißen. Als sie sahen, dass sie sich getäuscht hatten, steckte man mich ohne weitere Erklärung für ein ganzes Jahr in eine Einzelzelle.“

Unter der völligen Isolation und Ungewissheit litt der Priester Simeon unsäglich. Die Behörden hofften, der unliebsame Häftling würde sterben, aber er starb nicht. „Als ich fast ohne Licht, Nahrung und Wasser in Isolationshaft kam ... war ich mir bewusst, dass ich aus dieser Zelle wohl nur tot herauskommen würde. So bereitete ich mich auf das ewige Leben vor. Ich begann so sehr zu beten, dass mir bis heute dieser Gnadenzustand des Gebetes geblieben ist.“ Am Fest „Schutz der Gottesmutter“ wurde Simeon entlassen: „Sie können gehen, aber vergessen Sie, dass Sie hier waren!“, hieß es kalt. Das war das Ende von 18 Jahren Gefängnisleben! Körperlich völlig erschöpft, kehrte Simeon nach Borisoglebsk zurück. Jede Stunde ein wenig Saft, das war alles, was er zu sich nehmen konnte. Seine Gesundheit war zerrüttet, er hatte Schlafstörungen, und nie wieder sollte er sich ganz erholen. Als er einigermaßen zu Kräften gekommen war, übertrug ihm Bischof Kiril die Seelsorge für eine große Pfarrei bei Saransk. Die Pfarrkinder merkten bald, dass ihr neuer

Priester ganz außergewöhnlich war: „Sein Alter war schwer zu schätzen. Er hätte 30, aber auch 80 sein können. Er sprach mit solchem Feuer, dass die Macht seiner Worte einem unmittelbar ins Herz drang. Ebenso blickten seine klaren, so liebevollen Augen direkt in die Seele, und man konnte sicher sein, diesen Mönch nie mehr im Leben zu vergessen.“

Tatsächlich besaß Simeon wie ein hl. Pfarrer von Ars oder Don Bosco die Gabe, in den Menschenherzen zu lesen, um sie durch aufrichtige Reue zu einer guten Hl. Beichte zu führen. Dabei geschahen auch viele körperliche Heilungen. Kein Wunder, dass das gläubige Volk von überall herbeiströmte und seine Kirche immer übervoll war, während sich die Nachbarparreien leerten! So war Vater Simeon nicht nur völlig aufgezehrt durch lange Liturgien, zahllose Beichten, Taufen, Eheschließungen und durch das nächtliche Beantworten Hunderter Briefe, sondern litt vor allem unter der Eifersucht der Priester, die ihm den seelsorglichen Erfolg neideten und ihn zu Unrecht beim Bischof denunzierten. Zudem erregte die Bekehrung einiger überzeugter Kommunisten so großes Aufsehen, dass auf persönlichen Befehl Chruschtschows 2000 seiner Briefe von den Postämtern eingezogen wurden, um einen Anklagepunkt gegen ihn zu finden. Doch vergeblich! So gingen seine Feinde dazu über, den unbequemen Mönch in der Presse derart zu verleumden, dass er 1958 auf kirchlichen Befehl innerhalb von 24 Stunden seine Pfarrei verlassen musste.

Verbannung in Pskow

Er wurde zu 15 Jahren Verbannung im Pskowo-Petschorskij-Kloster verurteilt, um dort „Apfelbäume zu hüten“. Doch Simeon verstand: „Gott hat es wieder zugelassen, dass ich leide. Er hat mir wieder Sein Kreuz anvertraut.“ Später erzählte er: „Niemand durfte mich besuchen, ich konnte keine Beichten mehr

hören. Von morgens bis abends ‚bewachte‘ ich also Apfelbäume und durfte mich nicht am Altar zeigen. Keine Kirche, kein Chor! Ich litt solche seelischen Qualen, wie ich sie weder im Lager noch in den Gefängnissen gekannt hatte. Doch mein Apfelgarten wurde mir bald zum Paradiesgarten, zum

besten Lehrer für das Jesusgebet.“ Durch seine beeindruckende Demut gewann der Verbannte die Sympathie aller Mönche, so dass die Kirche nach drei Jahren, zu Ostern 1961, alle Verbote aufhob. Vater Simeon wurde sogar zum Exorzisten ernannt, und er betete oft über Besessenen. Von Moskau bis Sankt Petersburg strömten Gläubige zu ihrem geistigen Vater, und Tausende sammelten seine Predigten. Doch bald klagten eifersüchtige Mönche über die Unruhe im Kloster, so dass es wieder zu Spannungen kam. *„1963 ließ Gott die größte Prüfung für mich zu. Ein psychisch krankes Mädchen kam ins Kloster und verfolgte mich regelrecht. Niemand half mir! ... Das Mädchen schrieb einen Brief an Metropolit Johann von Pskow mit der Anklage, ich hätte sie vergewaltigt. Ohne Befragung schickte mich dieser vom Kloster weg, und es wurde mir aberkannt, Mönch zu sein.“* Am Tag nach dem Urteilsspruch wurde Simeons Mönchsgewand außerhalb der Klostermauer verbrannt. Doch der Mantel fing erst Feuer, als man einen Eimer Benzin darübergoss. Vernichtet schrieb der gedemütigte Priestermonch in sein Tagebuch: *„Ich bin zu Tode betrübt. Ich kann nicht mehr*

schlafen, nicht mehr essen, nicht mehr beten. Ich habe den Frieden verloren ... Die große Fastenzeit und Ostern liegen vor uns, und ich stehe da, entkleidet und mit dem Verbot, meinen priesterlichen Dienst auszuüben. Aber ich verstehe tief, dass Gott dies alles zulässt. Dennoch war es für mich in den Gefängnissen, in der Verbannung, ja sogar in der Isolation der Einzelhaft einfacher, mein Leid zu tragen, als dies hier. Dort wurde ich geschlagen, gequält und bin fast gestorben, aber solch seelische Qual wie diese kannte ich nicht.“

So verließ der Verurteilte endgültig Pskowo-Petschorskij, und einer seiner geistigen Söhne nahm ihn gerne bei sich auf. Auch wenn das ungerechte Urteil bald widerrufen wurde, erhielt Simeon Mönchswürde und Mönchsgewand erst zurück, als er Patriarch Alexej in Moskau aufsuchte. Dieser schätzte ihn schon seit der Zeit nach der Revolution, und als er den heiligmäßigen Mann in Zivilkleidung eintreten sah, rief er bewegt: *„Kleidet sofort den Priestermonch wieder ein!“* 1967 verlieh der Patriarch Simeon sogar den höchsten orthodoxen Mönchstitel: Er wurde „Schimamönch“ mit dem Namen Sampson.

„Er war die Liebe in Person!“

Als gefragter Beichtvater und geistlicher Führer für viele Mönche und Nonnen, aber auch für unzählige Hilfesuchende, die selbst aus den entlegensten Winkeln der Sowjetunion zu ihm kamen, verbrachte Starez Sampson die letzten zwölf Lebensjahre in Moskau. Sogar der Patriarch fand ratsuchend den Weg in die kleine Hochhauswohnung, ins „Hauskloster“ des so unscheinbar wirkenden Mannes, auf den jedoch Polizei und kommunistische Agenten stets mit Argwohn blickten. Deshalb musste er bis zu seinem Tod elfmal seine Unterkunft wechseln. *„Als ich von Wohnung zu Wohnung zog und alle möglichen Schwierigkeiten und Leiden zu erdulden hatte, die ich auch meinem Feind nicht wünschen würde, verschlechterte sich*

meine Gesundheit zusehends. Ein Jahr lang war ich gelähmt ans Bett gefesselt. Doch damals erfuhr ich auch viel Freude durch meine geistigen Kinder, deren Liebe mich so sehr umgab, dass ich sagen konnte: ‚Ich bin ein reicher Mann.‘ Denn was mir an irdischen Freuden versagt blieb, wog meine geistige Vaterschaft bei weitem auf!“

„Anfänger“ im geistlichen Leben behandelte Starez Sampson stets sanft und mild. Von seinen geistigen Kindern hingegen konnte er ziemlich viel fordern. Mit Vorliebe versammelte er sie in seiner marianischen Hauskapelle um sich, betete mit ihnen und führte sie tiefer in das geistliche Leben ein. Anschließend, bei einer Tasse Tee, beantwortete Batjuschka, wie wir ihn liebevoll

nannten, ihre Fragen und wusste immer auch etwas Interessantes oder Frohes zu erzählen. Die „Göttliche Liturgie“ feierte er für sie oftmals heimlich des Nachts, so dass alle früh am Morgen, innerlich gestärkt, direkt zur Arbeit gehen konnten. Mit seinem phänomenalen Gedächtnis erinnerte sich Starez Sampson selbst der kleinsten Bedürfnisse der ihm Anvertrauten, meist junger Leute, und nahm sich ganz konkret ihrer alltäglichen Sorgen und Nöte an. Auch wenn z. B. eines seiner geistigen Kinder traurig war, spürte er es. Viele machten dann die Erfahrung, dass ein kurzer, liebevoller Blick des Batjuschka genügte, um alle Traurigkeit zu verjagen! Neben der Gabe des Rates und der Seelenschau hatte Sampson auch die Gabe der Heilung. Unzählige Beispiele sind überliefert. Erstaunlich war dabei, dass er sehr oft zu kranken Ungläubigen gerufen wurde, die er dann auf einen guten Tod vorbereiten durfte.

Früher, in den langen Nächten seiner Gefängnisjahre, hatte Sampson viel für seine Heimat gebetet und Russland oft feierlich mit einem großen Kreuzzeichen gesegnet. Er war damals überzeugt und prophezeite es auch in den letzten Lebensjahren immer wieder: *„Der Kommunismus wird bald ein Ende haben. Die Kirchen werden wieder geöffnet werden.“* Deshalb bereitete er viele seiner geistigen Kinder auf das Priestertum vor. P. Valeri erzählt: *„Man spürte, er weiß alles über dich! Es gab keine Frage, die er mir nicht beantworten konnte. Batjuschka hatte eine sanfte Stimme, und auf*

den ersten Blick erkannte man nicht, dass ein machtvoller Mensch vor einem steht. Erst mit der Zeit erfuhren wir, dass unser Vater ursprünglich ein Graf war und Unsägliches gelitten hatte. Oft schaute ich ihn nur an und wollte gar nichts fragen. Einfach bei ihm zu sein, genügte uns schon. Man kann nicht in Worte fassen, was er uns gegeben hat. Ich verdanke seinem Gebet und Einfluss alles, und auch heute noch spüre ich immer seine Gegenwart. Nie wollte ich Priester werden, denn ich war ein geschätzter Arzt. Ganz unerwartet gab mir der Starez den Segen zum Priestertum. So wurde ich zwölf Jahre später, als 50-Jähriger, glücklich zum Priester geweiht, und heute kann ich mir kein anderes Leben mehr vorstellen.“

Ein anderer Priestersohn bezeugt: *„Er war nicht streng in dem Sinn, wie wir uns vielleicht einen Asketen vorstellen, der die menschliche Schwäche hart verurteilt. Er war auch kein nüchterner Theologe. Er war die Liebe in Person. Er hat für jeden von uns sein Leben hingegeben.“* Einmal bekannte ein Mädchen dem Starez: *„Ich habe schon seit drei Jahren diesen Fehler, aber erst jetzt habe ich ihn bemerkt und kann ihn bereuen und als Sünde beichten.“* Da entgegnete ihr Vater Sampson: *„Und ich habe drei Jahre gebetet, bis du mir das endlich sagst.“* - *„Warum haben Sie denn so lange geschwiegen?“* - *„Weil es viel kostbarer ist, wenn du selbst es sagst und nicht ich.“*

Alles loslassen

Zu seinen schmerzhaften Herz-, Magen- und Leberleiden erlitt Starez Sampson Anfang 1974 einen Gehirnschlag. Doch nicht genug damit! Vier Jahre vor seinem Tod wurden ihm aus der Wohnung eines Nachts die gesamte Bibliothek und alle seine Ikonen gestohlen. Den Dieben fiel dabei auch seine Lieblingsikone „Maria Verkündigung“ in die Hände, die einst Zarin Katharina II. gehört hatte und in den

Familienbesitz der Familie Sivers übergegangen war. Ein harter Schlag für den Starez! Aber er verstand sofort: *„Der Herr bereitet mich allmählich auf die Ewigkeit vor. Er fordert von mir alles, was mir noch besonders lieb ist.“* Einige Zeit später brach in den Morgenstunden ein Brand in seiner Wohnung aus, und in letzter Minute konnte der greise Starez gerettet werden. Sein ganzes Hab und Gut verbrannte.

Letztes Ostern

Im Frühjahr 1979 vertraute Starez Sampson einigen Nahestehenden an: „*Wir sind nun die letzte Fastenzeit und das letzte Osterfest beisammen.*“ Die Ärzte diagnostizierten Krebs und operierten ihn im Juli. Zwar fühlte sich der 81-Jährige nach der Entlassung aus dem Krankenhaus ein paar Tage lang etwas besser, doch nach einer Woche rief er alle seine geistigen Kinder zu sich und sagte ihnen offen: „*Ich werde sterben, aber seid nicht niedergeschlagen und verängstigt.*“ Und er ließ es sich als ihr Vater nicht nehmen, am folgenden Tag vom Morgen bis ein Uhr nachts alle geistigen Söhne und Töchter einzeln zu empfangen, um jedem ein letztes, persönliches Wort zu geben. Unter

Schluchzen verließen alle das Sterbezimmer. Die letzten Worte ihres geliebten Starez waren eine Bitte an sie: „*Wünscht niemandem Böses und tut niemandem Böses!*“

So handelte unser Herr.“ Am 24. August 1979 brachte man dem Sterbenden das letzte Mal die Hl. Kommunion. Noch einmal küsste er sein Professkreuz, und während der Sterbegebete entschlief der große russische Bekenner des Glaubens friedvoll. Früher hatte er einmal gesagt: „*Wenn ich noch einmal leben dürfte und gefragt würde, was ich werden möchte, so würde ich antworten: ein Mönch, ja, zweifellos wieder Mönch! Es gibt auf Erden keine höhere Berufung, als Priester zu sein!*“

Fesseln werden gelöst

Heute sind die geistigen Kinder des Starez Sampson über ganz Russland verstreut. Sie treffen sich regelmäßig in Gebetsgruppen, die auch heute noch gerne das Gebet zur „Allernädigsten“ beten. In der orthodoxen Welt ist der heilige Priestermonch ein sehr bekannter Fürsprecher, was Hunderte von Zeugnissen und Gebetserhörungen in materiellen und spirituellen Nöten beweisen. So berichtet ein junger Familienvater: „*Ich wende mich an ihn wie an einen Lebendigen. Er führt mich im geistigen Leben, und meine Fragen schreibe ich ihm jeweils in einem Brief, den ich auf sein Grab lege. Bisher fand Batjuschka immer eine Lösung für meine Probleme!*“ Während des ganzen Jahres, vor allem aber am Sterbetag von Sampson, kommen immer mehr Orthodoxe zu seinem Grab auf den Moskauer Nikolo-Archangelskoje-Friedhof. Dabei ist besonders beeindruckend, welche große befreiende Macht er - über den Tod hinaus - über Besessene hat. Videoaufnahmen zeigen deutlich, wie besessene Männer oder Frauen sich plötzlich heftig

Fesseln werden gelöst sträuben, sich dem Grab weiter zu nähern. Die einen beginnen zu fluchen und zu schreien, andere bellen wie Hunde oder werfen sich auf den Boden. Eine besessene Frau wehrte sich z. B. mit derart übermenschlicher Kraft, dass es des festen Griffes dreier starker Männer bedurfte, um sie zum Grab mit dem orthodoxen Grabkreuz hinführen zu können, vor dem immer eine Öllampe brennt. Dabei schrie der Dämon mit grober Männerstimme aus ihr: „*Hört auf zu beten. Macht über mich kein Kreuzzeichen! Hört auf!*“ Doch dann geschah bei der gequälten Frau das Beeindruckende, das bei allen anderen Besessenen ähnlich passiert: Kaum wurde sie von den anwesenden orthodoxen Priestern - alle geistige Söhne des Starez, die ihn als Kinder kennengelernt hatten - mit dem Öl der Lampe gesegnet, und kaum hatte sie das Grabkreuz berührt, mussten die Dämonen augenblicklich weichen und den Körper der Besessenen verlassen. Wie alle Befreiten brach auch diese Frau zusammen und begann zu weinen, jetzt aber vor Freude

und Erleichterung. Am 13. Juli 1917 sagte die Gottesmutter in Fatima: „*Wenn man auf meine Worte hört, wird Russland sich bekehren, und es wird Friede sein.*“ Die Verwirklichung dieser doppelten Verheißung steht immer noch aus. Doch die Auferstehung Russlands und die

erste Frucht dieser Auferstehung, der verheißene Friede, werden bestimmt kommen! Denn der Erlöser zusammen mit Maria, der miterlösenden Mutter, ein Starez Sampson und unzählige Märtyrer Russlands haben dafür gelitten und ihr Leben hingegeben.

Die Macht des Taufsakramentes

Im Leben von Starez Sampson sieht man, welche Macht die Liebe und die Sakramente über die Dämonen haben. Einen ähnlich beeindruckenden Bericht las kürzlich unsere russische Schwester, Sr. Ulrika Savtchouk, gebürtig aus Kasachstan, in der Zeitung „Ai-bolit“. Er bezeugt die sündenvergebende, befreiende, reinigende und heiligende Kraft des Taufsakramentes auf mehr als eindruckliche Weise.

Südlich von Moskau, in einer orthodoxen Kirche der Stadt Elez, trug sich folgendes machtvolle Wirken Gottes zu, das Frau Korsunowa persönlich miterlebte und aufschrieb.

„Es war Sonntag, und ich ging in die orthodoxe Kirche. Viele Leute hatten sich eingefunden, denn an diesem Sonntag sollten mehrere Kinder getauft werden. Die Taufpaten saßen mit den Babys da und warteten geduldig. Alle Kinder verhielten sich ruhig - bis auf ein dreimonatiges Büblein, das ununterbrochen schrie. Die Taufpatin versuchte es zu beruhigen, indem sie, den Kleinen auf den Armen wiegend, in der Kirche auf und ab ging, doch ohne Erfolg. Der Junge schrie weiter, so als habe er starke Bauchschmerzen. Die ganze Situation war der Frau sehr peinlich, und alle schauten mitleidig auf sie. Doch was konnte man tun? Schließlich kam der Priester und entschied mit dem Einverständnis aller Anwesenden, das schreiende Kind als erstes zu taufen. Bei anderen Taufen hatte ich immer die Erfahrung gemacht, dass sich die Kinder beruhigten, sobald die Zeremonie begann. Nicht aber der Kleine, von dem ich hier erzähle. Er schrie weiter aus vollem Hals. Es kam der Moment der eigentlichen Taufe durch dreimaliges Eintauchen des Kindes

ins Taufwasser. Während des ersten Eintauchens geschah Folgendes: Kaum kam der dreimonatige Junge mit dem Wasser in Berührung, brüllte er mit rauer Bassstimme laut: ‚*Ich brenne!*‘, und die schmutzigsten Fluch- und Schimpfworte kamen aus seinem Mund. Die Umstehenden waren zutiefst entsetzt, doch der Priester, der das Kind fest in seinen Händen hielt, gebot Ruhe und setzte die Taufe fort. Beim zweiten Eintauchen schimpfte und fluchte der Kleine erneut, aber bereits in nicht mehr klar verständlichen Worten. Beim dritten Mal lief ein Beben durch den Körper des Babys, dann verkrampfte es sich und begann wie ein Erstickender zu röcheln. Schlussendlich erschlaffte das Kind und hing wie leblos in den Händen des Priesters, der es schnell in ein Leinentuch wickelte und hinter die Ikonostase in den Altarraum trug, wie es die orthodoxe Zeremonie bei männlichen Täuflingen vorschreibt. Nach einiger Zeit, als der Priester mit dem Kleinen zurückkam, lag dieser ganz friedlich, halb schlafend in seinen Armen, als sei nichts geschehen. Kaum hatte die Patin mit

dem Neugetauften die Kirche verlassen, stürmte von allen Seiten die Frage auf den Priester ein: *„Batjuschka, Väterchen, was war das?“*

„Angeborene Besessenheit“, seufzte dieser und bekreuzigte sich. „Gebe Gott, dass jetzt alles gut ist!“

Quelle: M. Korsunowa, Elez, Lipezkaja obl., Mai/Juni 2005

Diese Antwort bedarf einer Erklärung. „Angeborene Besessenheit“ gibt es nicht. Gemeint ist Folgendes: Nicht selten suchen Menschen, die keinen Erfolg haben oder, wie z. B. in Russland, am Existenzminimum leben müssen, Hilfe bei Kartenlegern, Magiern, ja sogar bei Satanisten. Die Hilfe, die Satan bei weltlichen Angelegenheiten gewährt - vor allem wenn es um Geld, Ruhm und Macht geht -, hat

seinen Preis. Entweder man verschreibt ihm seine Seele oder in seltenen Fällen das eigene Kind. So haben auch die Eltern dieses Jungen ihr Kind noch im Mutterschoß Satan geweiht, um im Beruf sehr erfolgreich zu werden. Gottes Barmherzigkeit fügte es, dass sich eine gläubige Patin um die Taufe des Kindes bemühte und der Kleine von jener sogenannten „angeborenen Besessenheit“ befreit werden konnte.

Boleslas Sloskans (1893-1981)

„Die Liebe erträgt alles“, heißt es im Hohenlied der Liebe, und wie eindrücklich sich dieses Pauluswort verwirklichen kann, zeigt das bewegte Leben des weißrussischen Bischofs Boleslas Sloskans! Wenn er auch seine Leiden im Konzentrationslager, in der Verbannung und im Exil nicht immer verstehen konnte, so opferte er sie als unermüdlicher Beter doch immer in Liebe auf. Innerlich wiederholte er dabei oft nur mehr die Worte: „Jesus, Maria!“ Daraus schöpfte er alle Kraft, um seinen Peinigern gegenüber in der Verzeihung bleiben zu können.

Boleslas Sloskans wuchs in Lettland als Sohn einer Bauernfamilie auf. 1926, mitten in der kommunistischen Verfolgungszeit, wurde er als 32-jähriger Kaplan in Moskau streng geheim zum katholischen Bischof von Mohilev und Minsk geweiht. Mutig und bescheiden zugleich, übte der Neugeweihte im Untergrund sein Hirtenamt aus. *„Ich tue, was mir als meine Pflicht erscheint.“* Den Kommunisten war er bald derart ein Dorn im Auge, dass sie ihn schon nach einem Jahr der „Spionage für das Ausland“

anklagten und im September 1927 inhaftierten. Damit begann für den erst 33-jährigen Boleslas Sloskans ein schwerer Leidensweg, über den sein Freund P. Werenfried van Straaten später schrieb:

„In 17 Sowjetgefängnissen hat er um seines Glaubens willen gelitten. In dem Moskauer Lubjanka-Gefängnis wurde er nackt auf einen Tisch gebunden und bis aufs Blut geprügelt. Er wurde aufrecht stehend in einen schmalen Käfig gepresst, in dem ihm keine einzige

Bewegung möglich war und Tag und Nacht eiskaltes Wasser auf seinen Kopf tropfte. Wochenlang lag er unter dem blendenden Licht eines Scheinwerfers platt auf dem Rücken an den Boden gekettet. Drei Monate wartete er in der stockfinsternen Todeszelle auf seine Hinrichtung; seine einzige tägliche Nahrung war eine halbverfaulte Suppe, und die Zeit konnte er nur an den Schritten der Gefangenen abschätzen, die aus den Nachbarzellen zum Erschießen abgeführt wurden. Trotz all dieser Marter blieb sein Geist ungebrochen. Ohne Unterlass meditierte er betend den Kreuzweg und die Geheimnisse des Rosenkranzes. Als ein Wärter sein Lächeln sah und erstaunt ausrief: ‚Du bist glücklich?‘, antwortete der Bischof: ‚Ja, denn ich bin völlig frei, während Sie es nicht sind!‘“

Sechs Monate nach seiner Verhaftung musste Bischof Sloskans im Februar 1928 durch einen Gefängniswärter erfahren, dass er zu drei Jahren Zwangsarbeit auf den berüchtigten Solovki-Inseln im Weißen Meer verurteilt worden war, nur 160 km vom nördlichen Polarkreis entfernt. Sie gelten als Geburtsstätte der russischen Gulags. Im gleichen Jahr wurde auch Starez Sampson dorthin deportiert, und es ist nicht auszuschließen, dass die beiden einander an diesem Ort des Schreckens während der folgenden drei Jahre begegneten! Auf dem Weg ins Lager ergab sich für den Gefangenen Sloskans etwas völlig Unerwartetes: *„Ich konnte durch die doppelten Gitterstäbe hindurch meine Beichte flüstern. Mein Herz war erfüllt von unendlicher Freude!“*

Auch durfte der junge Bischof endlich seiner Familie einen Brief nach Lettland schreiben, der zeigt, wie sehr er bereits gelernt hatte, Gott auch im Schmerz zu finden: *„Liebe Eltern! ... Immer habe ich gerne über das Wort unseres Herrn gepredigt: ‚Ohne den Willen Gottes wird kein Haar von eurem Kopf fallen.‘ Jetzt habe ich erfahren, dass alles, was durch Gottes Wille geschieht oder zugelassen wird, nur zu unserem Heil geschieht. In den letzten 15 Jahren meines Lebens habe ich nicht so*

viele Gnaden empfangen wie in den fünf Monaten meiner Gefangenschaft, die für mein Innenleben die größte und schönste Erfahrung ist, abgesehen vom Schmerz, die Hl. Messe nicht feiern zu dürfen ... Ich bin so glücklich, weil ich nun gelernt habe, alle Menschen zu lieben, alle ohne Ausnahme, selbst jene, die keine Liebe zu verdienen scheinen. Sie sind die Unglücklichsten!“

Nach der Ankunft auf den Solovki-Inseln, wo unter den 60 000 Gefangenen unzählige Priester und im Jahr 1926 bereits 24 (!) orthodoxe Bischöfe litten, begann für Sloskans sofort Schwerstarbeit beim Straßenbau. Innerhalb des ersten Jahres starben von 1000 Gefangenen 700 an Erschöpfung und Entbehrung. Arbeit, Hunger, Kälte und Nässe rieben auch die Gesundheit des 34-jährigen Bischofs rasch auf. Schwerkrank, taub auf einem Ohr und mit Lähmungen in den Beinen musste er ins Krankenhaus gebracht werden.

Kaum erholt, kam Sloskans im Herbst 1928 in das zum KZ umfunktionierte orthodoxe Kloster auf der Hauptinsel. Im Konzentrations-kloster traf der Bischof zu seiner Freude mehrere katholische Priester, und er schrieb in sein Tagebuch: *„Dort weihte ich 1928 sogar Donat Nowicki zum Diakon und später zum Priester, natürlich unter strengster Geheimhaltung! Wir lasen die Hl. Messe nachts in einer winzigen Dachkammer oder in einer Kältezelle, ein Priester nach dem anderen, so dass der letzte gerade vor Sonnenaufgang fertig wurde. Niemand bemerkte etwas.“*

Aus getrockneten Trauben machte Bischof Sloskans „Wein“, und als Hostien diente ein wenig Brot. Morgens, auf dem Weg in die Wälder, gab er die konsekrierten Hostien unauffällig an zuverlässige Gefangene weiter, die sie in ein Stück sauberes Leinen wickelten. Während der Holzarbeit verbargen sie die Hl. Kommunion bei einer Baumwurzel, und im Laufe des Tages durften die einzelnen gläubigen Gefangenen dann bei diesem „Lebensbaum“ das „Brot des Lebens“ heimlich empfangen. Mehrmals konnte sogar im Wald das Hl. Messopfer dargebracht

werden, und vielen gelang es, dort auch die Hl. Beichte zu empfangen. Unter großen Gefahren schmuggelte man die Hl. Eucharistie sogar in die Baracken, in denen oft bis zu 400 Gefangene untergebracht waren. So konnten die Geistlichen wochenlang ihren priesterlichen Dienst tun, bis im Januar 1929 alles aufkam und Sloskans ohne weitere Erklärung auf die Nachbarinsel Anser gebracht wurde. Er schrieb: „*Als ich in meiner Baracke ankam, waren dort etwa 20 Personen, von denen die Hälfte nackt herumlief*“, und das im Januar, mitten im Winter!

Dankbar übernahm Sloskans die Holzpritsche des orthodoxen Märtyrerepiskopos Peter Zverev, der bei einer „Typhusbehandlung“ in der Krankenabteilung drei Tage zuvor „gestorben“ war. In Wirklichkeit, das wusste jeder Verurteilte, kam kaum jemand lebend aus der Krankenabteilung heraus, man wurde dort einfach vergiftet! Deshalb wurde sie von allen „Golgota“ genannt.

Ab dem Sommer teilten weitere 22 katholische Priester das grausame Lagerleben mit Bischof Sloskans, der geistig ungebrochen und sogar mit Humor ins Gefängnistagebuch schrieb: „*Unter uns Priestern herrschte ein echter, heiliger Kommunismus. Wir teilten untereinander alles: Arbeit, Kleidung und Nah- rung.*“ Ein Mitgefangener erzählte: „*Manchmal wurden so viele Häftlinge in eine kleine Zelle zusammengepfercht, dass sie sogar des Nachts aufrecht stehen mussten, weil kein Platz zum Hinlegen war. In einer der modrig stinkenden, feuchten Zellen beschlossen deshalb die 20 Gefangenen, sich so eng zusammenzustellen, dass wenigstens immer einer von ihnen einen Liegeplatz hatte. Nach einiger Zeit wechselte man, und ein anderer durfte ein wenig den Schlafplatz benützen. Nach und nach kam man dahinter, dass unter den Häftlingen einige Katholiken waren. Die anderen waren orthodoxe Christen. So beschloss man, nachts im Flüsterton gemeinsam zu beten, und aus dieser Zelle wurde so ein wirkliches Gebetshaus. Eines Nachts schlug einer der Gefangenen vor:*

„Könnte nicht der Bischof einmal für uns die Hl. Messe feiern?‘ Ein Wächter ... besorgte unter Lebensgefahr ein wenig Brot und Wein ... Eine kleine Blechdose sollte dem Bischof als ‚Kelch‘ und der Deckel als ‚Patene‘ dienen. Als er dann an der Reihe war, um den Schlafplatz zu nutzen, streckte sich der Bischof auf dem Boden aus, aber nicht wie bei der Priesterweihe mit dem Gesicht zur Erde, sondern auf dem Rücken liegend, während er auf seine Brust Brot und Wein legte und die Gebetstexte der Hl. Messe zu sprechen begann. So bildete er aus seinem Leib einen Altar, auf dem das Opfer Christi dargebracht wurde, während die zusammengepferchten Mitgefangenen ihre Nachtruhe aufopferten, um beim Herrn zu sein.“ Orthodoxe und Katholiken waren eins - welche Ökumene des Leidens!

Nur für eine einzige Woche kam Sloskans 1930 frei und konnte in seine russische Diözese heimkehren, um sie - nach erneuter Verhaftung - bis zu seinem Tod, mehr als 50 Jahre lang, nie mehr wiederzusehen. Es folgten Verbannung und Deportation nach Sibirien zum nördlichen Polarkreis! Doch der Bischof wiederholte den Geheimagenten nur: „*Obwohl ihr wisst, dass ich unschuldig bin, wollt ihr mich als Spion töten. Ich aber will als Märtyrer der heiligen Kirche sterben.*“ 17 Monate in völliger Isolation bei -60°C im Winter und bei quälenden Mückenplagen im Sommer hielt der 37-Jährige durch. Seine Lichtblicke waren ein Buch der hl. Theresia von Lisieux und manch heimliche „Schnee- Messe“, die er draußen in der sibirischen Weite auf einem riesigen Stein für seine 4000 km entfernten Gläubigen darbrachte.

Völlig unerwartet und ohne jede weitere Erklärung wurde er eines Tages über Moskau an die Grenze zu Lettland gebracht. Am 22. Januar 1933 hieß es: „*Sie sind frei!*“, ausgetauscht gegen einen überaus wichtigen sowjetischen Spion, der im Westen enttarnt worden war. 1940, sieben Jahre später, überfielen die Russen Lettland, und es begann eine furchtbare Verfolgung.

Bischof Sloskans' Schwester und sein Bruder

mit Familie wurden nach Sibirien deportiert, und er selbst konnte der Verhaftung nur knapp entgehen. Die Sowjetagenten waren bereits an der Haustür, als der Bischof in letzter Sekunde durch die Hintertür in die Kirche flüchten konnte, um sich unter dem Altar Unserer Lieben Frau von Lourdes zu verstecken. Obwohl die ganze Kirche gründlich durchsucht wurde, fand man Sloskans nicht.

Später berichtete er manchmal darüber, wie er dann 1944 endgültig vor den Russen fliehen und für immer seine Heimat verlassen musste: *„Meine Mutter war damals 80 Jahre alt. Sie wurde mit meinem jüngsten Bruder von den Kommunisten im eigenen Haus lebendig verbrannt.“* Über Deutschland gelangte Sloskans nach Belgien, wo er über 30 Jahre im Exil lebte, bis er 1981, mit 88 Jahren, während des Gebetes „Salve Regina“ starb. Es war Karsamstag, Ostervigil!

Alle, die diesen schweigsamen, bescheidenen Asketen kennenlernen durften, waren sich einig: *„Er war ein Mann der Innerlichkeit und des Gebetes. Oft blieb er mehrere Stunden nach der Hl. Messe in stiller Anbetung vor dem Allerheiligsten. Er strahlte Friede und Freude aus. Alle Leidenden verstand er so gut, und er hatte sehr großes Mitleid mit den Sündern.“* Seinem Wahlspruch *„Hostia pro fratribus“* getreu, war sich der Bischof

immer bewusst: „Ich bin eine lebende Hostie, eine geistliche Opfertgabe für meine Brüder!“ Ja, er wurde zum Fürsprecher für das lettische und russische Volk, für die „Kirche des Schweigens“. Obwohl die Sowjets seine ganze Familie umgebracht hatten, vermochte er - wie er es von seiner Mutter gelernt hatte - mehr für die Mörder als für die Ermordeten zu beten, und dies ohne Verbitterung!

Roger Vanhopplinus, der Bischof Sloskans 1950 als Seminarist kennengelernt hatte, konnte sich oft, auch Jahre später als Priester, vom ungebrochen missionarischen Geist dieses heiligmäßigen Hirten überzeugen: *„Er erzählte mir meist über sein Vaterland, über seine verbannte Familie, über Russland ... Wiederholt fragte er mich dann, ob ich bereit wäre, mit ihm, wenn der Eiserne Vorhang einmal fallen werde, zum Arbeiten nach Lettland zu gehen, denn dort seien viel zu wenige Priester!“* Der Bischof sollte es nicht mehr erleben.

Erst zehn Jahre nach seinem Tod erlangte Lettland 1991 die Freiheit, und endlich konnte Bischof Sloskans' Leib in seine Heimat überführt werden. Seit 1993 ruht er in der Basilika von Aglona, dem marianischen Nationalheiligtum Lettlands, unweit seines Geburtsortes und seiner russischen Diözese Mohilev und Minsk. Im Jahr 2000 wurde der Seligsprechungsprozess für den Bekennerbischof eingeleitet.

Vom Tod zum Leben

1991 begann Chiara Amirante nachts zum „Termini“, dem Hauptbahnhof der Stadt Rom, zu gehen, um in die Hölle, die unzählige Jugendliche hier erleben, die Liebe Christi zu bringen.

Daraus entstand dann die Gemeinschaft „Nuovi Orizzonti“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, junge Frauen und Männer, die durch Drogenkonsum, Alkoholmissbrauch und Prostitution auf der Straße leben, aus ihrer verzweifelten Situation herauszuholen und ihnen ein neues Leben anzubieten,

*in dem ihre Sehnsucht nach Liebe durch Christus,
den Auferstandenen, gestillt werden kann. Viele dieser Jugendlichen waren auch in
okkulte Abhängigkeiten geraten, daher war Chiara Amirante d
en Satanisten Italiens bald schon ein Dorn im Auge.
Sie hatte bereits eine beträchtliche Anzahl
ihrer Anhänger aus satanischen Sekten befreit, deshalb beschloss man,
sie zu ermorden. „Auserwählt“ für dieses Verbrechen
wurde die junge Satanistin Michaela, für die dieser Auftrag
eine hohe Auszeichnung bedeutete.
Sie selbst erzählt, wie es dazu kam.*

Eine Adoptivtochter

Meinen Vater, eine sehr bedeutende Persönlichkeit in der Politik und für die Kirche Italiens, kenne ich nur vom Erzählen. Ich wurde vor 40 Jahren als uneheliches Kind seiner Geliebten in Norditalien geboren. Meine Mutter befreite sich schon bald von der Bürde der Verantwortung und gab mich in ein Kinderheim. Hier wurde ich das erste Mal von einem der Erzieher misshandelt und missbraucht. Aber es sollte nicht das letzte Mal sein. Auch meine Adoptiveltern konnten mich vor sexuellem Missbrauch vonseiten der Verwandten nicht schützen. Eigenartigerweise aber fühlte ich mich nicht als Opfer, sondern erlebte mich wenigstens in diesen Momenten für jemanden wichtig und wertvoll.

Als ich zwölf Jahre alt war, kam es zu einer Konfrontation, die für meine weitere Entwicklung die Weichen stellte. Intellektuell sehr begabt, vor allem in Mathematik, hatte ich die schlechte Angewohnheit, andere Kinder nicht ausreden zu lassen, wenn ich das Ergebnis bereits wusste. Mein Verhalten störte den Unterricht derart, dass es zu einem Gespräch mit meinen Eltern kam. In ihrer Hilflosigkeit antworteten sie: „*Man muss das verstehen - sie ist eine Adoptivtochter.*“ Von diesem Zeitpunkt an hatte ich für alles meine „Ausrede“: „*Ich bin eben eine Adoptivtochter!*“, so zum Beispiel, wenn ich Un-

gerechtigkeiten erlebte. Das machte mich so rasend, dass es für mich keine Grenzen mehr gab. Als ich mich einmal in Stenographie ungerecht beurteilt fühlte, täuschte ich einen Selbstmord vor, indem ich aus dem Fenster des Klassenzimmers sprang, wohl wissend, dass mich unten eine Terrasse auffing. Die Lehrerin erlitt daraufhin einen Herzinfarkt und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Ich war doch eine Adoptivtochter!

Zu ähnlichen Situationen kam es häufig, vor allem in der Pubertät. Verletzt und aufsässig wie ich war, hatte ich keine Hemmungen, als mir ein Bekannter den ersten Joint anbot: „Roter Libanon“ - ein „Gedicht“. Nun war auch diese Mauer gebrochen.

Meine Adoptiveltern stellten mich vor die Wahl, entweder auszuziehen oder in psychiatrische Behandlung zu gehen. Da ich selbst spürte, dass ich ein Meer von Problemen in mir trug, akzeptierte ich den Vorschlag, eine Therapie zu beginnen. Doch welche Enttäuschung: Meine Adoptivmutter hatte dazu meine Tagebücher weitergegeben und viele meiner Briefe abgefangen! Dieser Vertrauensbruch und Eingriff in meine Privatsphäre verletzte mich so sehr, dass ich die Praxis der Psychiaterin verwüstete, die Lieblingsgegenstände meiner Adoptivmutter zerschlug und mein Zuhause verließ.

Mein Weg in die „Hölle“

Ich begann in einem kleinen Lokal als Küchenhilfe zu arbeiten, ohne zu ahnen, wohin mich das führen würde. Der Lokalbesitzer erkannte bald meine Fähigkeiten und ermutigte mich, Erfahrungen zu sammeln. So begann ich umherzureisen: Norditalien, Formentera, Ibiza und Holland. Überall lernte ich neue Rezepte und Feinheiten der Küchenchefs dazu.

Durch meinen Aufstieg kam ich in Kreise, in denen der tägliche Konsum von Joints und Kokain selbstverständlich war. Daneben lebte ich noch eine andere Droge nach der Formel: gebrauchen und wegwerfen. Ich hatte keine Probleme, zwei oder drei Geliebte gleichzeitig zu haben, aber Vertrauen schenkte ich keinem von ihnen. Als ich 1991 in einem großen Hotel in Ligurien arbeitete, lernte ich Luca kennen, einen von vielen in der Reihe meiner Liebhaber. Doch er war anders. Er erklärte mir, dass er sich nach einem schwierigen Leben dieses Jahr bekehrt habe und deshalb die Freundschaft und auch die Sexualität nach christlichen Maßstäben leben wolle. Mit der Zeit verliebte ich mich richtig in ihn, und - was für mich ganz neu war - ich blieb ihm treu.

Eines Tages erreichte mich ein Brief aus dem Krankenhaus, in dem er mir schrieb, dass er bei einer Bluttransfusion nach einem Autounfall aidsinfiziertes Blut zugeführt bekommen habe. Ich hatte nur einen Wunsch: ihn zu heiraten, auch wenn diese Ehe nie äußerlich vollzogen werden konnte. So baten wir einen Priester, uns zu trauen, doch vier Tage vor dem angesetzten Termin starb Luca. Die Beerdigung wurde von seinen gläubigen Freunden wie ein Auferstehungsfest gefeiert, aber mein Herz war von einem solchen Schmerz durchdrungen, dass ich begann, alle zu hassen. Ich schaute zum Himmel und schrie: *„Gott, wenn es dich gibt, werde ich dich vernichten. Wenn du nicht existierst, werde ich mein Leben damit verbringen, der Welt zu sagen, dass du nicht existierst.“* Einen Monat nach Lucas Tod nahm ich eine Arbeitsstelle in einem großen Restaurantunternehmen im

Zentrum von Italien an, beruflich eine sehr große Herausforderung und eine Chance, wirklich Karriere zu machen. Ich arbeitete bis zu 16 Stunden pro Tag - aber auch das konnte meinen Schmerz nicht ertränken. Auf Anraten einer Kollegin begann ich mit Reiki, einer esoterischen Alternativtherapie, die mir helfen sollte, Stress abzubauen und das physische und geistige Wohlbefinden zu steigern. Doch ich fühlte mich hier nicht richtig wohl. So gab mir diese Kollegin die Telefonnummer einer Psychoanalytikerin mit dem Hinweis, diese Person sei eine vertrauenswürdige Freundin.

Der erste Kontakt war sehr angenehm. Eine äußerst liebliche Stimme vermittelte mir schon am Telefon eine unsagbare Ruhe. Im Studio lief leise Musik, das Licht war gedämpft, und die Psychologin antwortete mir immer mit einer gelassenen, unveränderlichen Stimme. Nur selten stellte sie eine Frage. In ihrer Gegenwart ging es mir gut, und ich fühlte, dass sie mir jene Ruhe gab, die ich brauchte. Sie besorgte mir eine andere Arbeitsstelle als Küchenchefin in einem sehr noblen Restaurant, in dem ich keine Probleme hatte, freie Zeit für die Therapie zu bekommen.

Am Ende der vierten Sitzung sagte sie mir, ich müsse mich jetzt entscheiden, ob ich mit ihr „in die Tiefe“ gehen wolle. Für eine Heilung müsse ich mich einer gezielteren Therapie unterwerfen, die auch Verwundungen aus meinem Unterbewusstsein aufzudecken imstande sei. Daraufhin begann sie im Herbst 1994 mit der Hypnose. Inzwischen kam ich regelmäßig dreimal wöchentlich zu ihr und war völlig von ihr abhängig geworden. Ich tat nichts ohne ihre Zustimmung und war sogar bereit - was mir bisher immer widerstanden hatte -, eine lesbische Beziehung mit ihr zu leben. Äußerlich war sie keine schöne Frau, aber ihre Intelligenz und ihre Ruhe beeindruckten mich. Mit ihrer Therapie zerstörte sie das Kind und eigentlich alles Weibliche in mir. Sie erzog mich dazu, Schmerz

zu ertragen und ihn in Freude umzuwandeln, d. h. sie bereitete mich auf sexuelle Beziehungen mit sadomasochistischem Charakter vor. Im Juni 1995 nahm sie mich dann erstmals zu einer schwarzen Messe mit. Langsam, von Woche zu Woche, gewöhnte ich mich an die Grausamkeiten, die ich hier miterlebte. Um mich aufrecht zu halten, gab sie mir Kokain, das ohnehin schon zu meinem täglichen unabhkömmlichen Begleiter geworden war. Daneben nahm ich nach ihrem Rezept Bachblüten und andere Tropfen, deren Konsistenz ich nicht kannte.

Bereits zwei Monate später, in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1995, war ich bereit, mich durch einen Initiationsritus Satan zu weihen. Von diesem Moment an veränderte sich mein

Leben: Ich hatte plötzlich die Fähigkeit, fremde Sprachen zu verstehen und zu sprechen, was mir in unserem Restaurant sehr gelegen kam. Ich wusste, welche Berufe die Menschen ausübten, die zu uns kamen, wusste Dinge, die ich nie zuvor gelesen oder gehört hatte, und vor allem wusste ich es, wenn ein Priester das Allerheiligste bei sich trug. Das gab mir das Gefühl von Macht. In Wirklichkeit aber war ich in dieser Zeit eine lebendige Leiche - seelisch, körperlich und psychisch. Und doch hielt mich ein unsichtbarer Sog gefangen. Nichts genügte mir. Ich hatte das unwiderstehliche Bedürfnis nach immer neuen und exzessiveren emotionalen Erlebnissen, war begierig, über andere zu herrschen und mächtig zu sein. Macht war wie ein Zauberwort, für das ich bereit war, über Leichen zu gehen.

Die wahre Liebe hat Satan in mir besiegt

„Jetzt bekommst du Macht! Jetzt bekommst du Macht!“ Diese Worte durchdrangen Tropfen für Tropfen meinen Leib, meinen Willen, meinen Verstand. Während des Ritus in der Heiligen Nacht hatte der Satanspriester mich auserwählt, Chiara Amirante mit einem Dolch zu ermorden. Alles war bis in die kleinste Einzelheit vorbereitet. Sowohl direkt als auch über Hypnose hatte ich genaue Instruktionen über die Person Chiaras erhalten. Nun sollte mein wahrer Aufstieg zur Macht beginnen.

Es war Montagmorgen, der 6. Januar 1997. Ich war bereit, meinen Auftrag auszuführen. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln machte ich mich auf den Weg nach Trigatoria, einem kleinen Ort in der Nähe von Rom, in dem Chiara mit ihrer Gemeinschaft lebte. Gegen 20 Uhr abends kam ich an, den Dolch hatte ich im Gürtel meiner Hose stecken. Man erwartete mich, denn ich hatte mich unter dem Vorwand angemeldet, die Gemeinschaft kennenlernen zu wollen und als freiwillige Helferin mitzuarbeiten. Ein Junge öffnete mir. Hinter ihm sah ich Chiara, wie ich sie von Fotos kannte. Sie kam mir entgegen, umarmte mich und sagte lächelnd:

„Herzlich willkommen!“

Diese Umarmung, diese Liebe traf mich mitten ins Herz. Ich war ganz verwirrt. Das erste Mal in meinem Leben fühlte ich mich von einer Mutter umarmt. Liebevoll lud mich Chiara zum Essen ein. Ich wusste selbst nicht, was mit mir geschah. Ich hatte doch einen Auftrag! Eine Umarmung intensiver Liebe hatte alle meine Pläne zunichte gemacht, und ich hatte nur noch einen Wunsch: *„Ich möchte alles lassen und hier leben!“*

Als ich zwei Tage später in meine Wohnung zurückkam, um wieder zur Arbeit zu gehen, war ich ein anderer Mensch. Hatte ich in den letzten Jahren keinen Schritt getan, ohne mir zuvor von meiner satanischen psychologischen Begleiterin die Erlaubnis zu holen, so erfüllte mich jetzt schon allein der Gedanke, sie zu treffen, mit Angst. Die Erinnerung an das Lächeln Chiaras hingegen ließ mich nicht mehr los. Ich musste sie anrufen, um ihr zu sagen, was mein ursprünglicher Plan gewesen war und wie sehr ich jetzt wünschte, zu ihr zurückzukehren.

Die Mitglieder der satanischen Sekte verfolgten mich nicht nur mit Telefonanrufen, sondern versuchten auch, in meine Wohnung

einzudringen. In meiner Angst schloss ich mich zu Hause ein. Doch ohne die gewohnte Menge an Drogen hatte ich schreckliche Entzugserscheinungen und Schmerzen am ganzen Körper. Erst am 17. Januar, also nach gut einer Woche, kam ich ein zweites Mal nach Trigoria. In mir tobte ein unbeschreiblicher Kampf: Einerseits hatte ich den Wunsch, von der Satanssekte loszukommen, auf der anderen Seite quälten mich die dämonischen Kräfte, denen ich mich freiwillig übergeben hatte. Als mich Chiara zur Begrüßung erneut umarmte, ertrugen die Dämonen diese Liebe nicht. Mein Gesicht verzerrte sich, und mit schrecklicher Männerstimme schrie ein Dämon aus mir: *„Sie gehört uns, und wir geben sie nicht her. Ich werde sie umbringen und dich töten, und dann werden wir die ganze Gemeinschaft vernichten!“*

Chiara hatte zwischenzeitlich einen Exorzisten kommen lassen. Nun begann ein monatelanger geistiger Kampf zwischen P. Raffaele und den Dämonen in mir. Zunächst war es unser größtes Anliegen, dass ich so bald wie möglich beichten

und kommunizieren konnte, denn nach der Hl. Beichte und der Hl. Kommunion würde ein Mord aus mir eine Märtyrerin machen. Das wussten meine ehemaligen Mitbrüder aus der Sekte sehr wohl. Deshalb suchten sie mich ja überall, um sich rechtzeitig an mir zu rächen, so dass meine Seele für immer dem Reich Satans gehören würde.

Ich erlebte ein furchtbares inneres und äußeres Martyrium, bis nach drei Stunden endlich ein Priester kam, der mir die Hl. Beichte abnahm. Nach meinem Bekenntnis erklärte mir der Beichtvater, dass die Absolution bei Raub und Schändung konsekrierter Hostien nur mit einer besonderen Genehmigung der Glaubenskongregation gegeben werden kann. Im Wissen um die Gefahr, in der ich mich befand, verfasste er sogleich einen Brief an Joseph Kardinal Ratzinger, den jetzigen Heiligen Vater. Nach wenigen Tagen schon kam die Antwort mit der Erlaubnis, die Hl. Eucharistie empfangen zu dürfen. Zu meiner großen Freude endete dieses Schreiben, das Kardinal Ratzinger selbst unterschrieben hatte, mit den Worten:

*„Heute ist ein großes Fest
für die ganze Kirche,
denn eine Tochter ist nach Hause
zurückgekehrt.“*

Quelle: Michela, La Fuggita da Satana, Piemme 2007

Ich habe die Macht des Auferstandenen erlebt

Heute lebt Michaela gottgeweiht als Laie in der Welt. Sie möchte ihr Leben all jenen widmen, die die Liebe Gottes noch nicht kennengelernt haben. *„Die ganze Welt ist mein Zuhause*

geworden, denn überall gibt es Menschen, die Durst nach Liebe haben“, erklärte uns Michaela, als wir sie um ein Interview baten.

Wie hast du die Zeit deiner Bekehrung erlebt? Was hat sich vor allem in deinem Leben geändert?

Meine Bekehrung bestand zunächst einmal darin, von der Besessenheit befreit zu werden.

Das dauerte insgesamt zwei Jahre. Die ersten vier Monate betete der von Bischof Boccacio

beauftragte Exorzist P. Raffaele täglich vier bis zehn Stunden über mich. Immer wieder musste er mich ermutigen, nicht aufzugeben. In den folgenden Jahren habe ich dann vor allem gelernt, vor dem Leiden nicht mehr davonzulaufen oder es in Drogen und Arbeit zu ertränken. Die Gottesmutter unter dem Kreuz ist mein großes

Vorbild geworden. Sie lehrte mich, meine Schmerzen in Liebe umzuwandeln und mich im Leiden nicht zu verschließen, sondern mich anderen zuzuwenden, die mich brauchen. Ich weiß, dass ich mein „neues Leben“ dem Gebet vieler Menschen, vor allem vieler Ordensfrauen verdanke, die von meinem Fall gewusst haben.

Was würdest du all jenen sagen, die sich von esoterischen Praktiken angezogen fühlen?

Die erste tödliche Falle ist jene, esoterische Methoden und Okkultismus zu bagatellisieren und zwischen der vermeintlich „harmlosen“ weißen und der schwarzen Magie zu unterscheiden. Bei allen Praktiken, angefangen vom Kartenlegen, Wahrsagen, Tischrücken bis hin zum Besuch von Heilern geht man eine Bindung mit den Dämonen ein. Doch die Dämonen kennen in Wirklichkeit deine Zukunft nicht. Sie wissen zwar, was sie Böses planen und wie sie dir schaden möchten - z. B. durch

einen Unfall -, aber sie wissen nicht, ob sie es tatsächlich verwirklichen können, denn da ist immer noch Gott. Wir Christen haben von Jesus die Zusage: „*Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.*“ Das genügt uns. All jene, die sich in irgendeiner Art und Weise auf satanische Praktiken einlassen, möchte ich warnen: „*Wenn du denkst, dass es genügt, an Gott zu glauben, um Satan zu entfliehen, dann täuschst du dich. Auch Satan glaubt an Gott!*“

Wie können Eltern ihre Kinder davor schützen, in satanische Abhängigkeit zu geraten?

Der erste Schritt ist, die Kinder bald nach ihrer Geburt taufen zu lassen. Denn in ein nicht getauftes Kind können die Dämonen z. B. durch Verfluchung ohne Hindernisse eintreten (siehe Artikel S. 18 und 19).

Dann würde ich allen Eltern raten, den Fernseher auszuschalten und sich Zeit zu nehmen, mit ihren Kindern zu sprechen. Die Eltern sollten ihre Kinder lehren, dass die wahre Freiheit im Gehorsam besteht und nicht darin, zu tun, was ihnen gefällt. Wenn unsere Kinder tun, was sie wollen, so liegt es daran, dass die Eltern nicht mehr fähig sind, nein zu sagen. Sie möchten

ihre Ruhe und erfüllen deshalb ihren Kindern jeden Wunsch. Die Folge davon ist, dass sich in unserer westlichen Welt im Durchschnitt alle 45 Sekunden ein Mensch das Leben nimmt mit der Begründung: „*Ich hatte alles und habe alles im Leben ausprobiert. Jetzt bleibt mir nur noch eines, mich umzubringen!*“

Mir scheint, wir sollten vor allem auch lernen, unsere Kinder nicht einfach zu bestrafen, wenn sie einen Fehler gemacht haben. Viel besser wäre es, mit ihnen darüber zu sprechen und ihnen mit Barmherzigkeit die Wahrheit zu sagen, so wie Jesus es mit uns macht.

Hattest du nie den Wunsch, deine leibliche Mutter einmal wiederzusehen?

O doch, dieser Wunsch stieg in mir auf, als ich eines Abends in der Anbetung vor dem Allerheiligsten war. Wie gerne wollte ich meiner leiblichen Mutter sagen, dass ich ihr verziehen habe, und ihr danken, dass sie mir trotz der schwierigen Lage, in der sie sich damals befand, das Leben geschenkt hat. Tatsächlich konnten wir ihre Adresse ausfindig machen und ein

Treffen vereinbaren. Im Juni 2004 fuhr ich voll freudiger Erwartung nach Norditalien. Als ich nach fast 40 Jahren das erste Mal wieder meiner Mutter gegenüberstand, ihr in die Augen schaute und sie umarmte, schien sie mir gegenüber wie ein Eisblock. Der größte Schock aber kam nach dem Mittagessen. Völlig gelassen sagte sie mir ins Gesicht: „*Du hast für mich nie existiert*

und existierst auch heute nicht. Verschwinde aus meinem Leben!“

Ich verstand die Welt nicht mehr. Wieso hatte sie mich überhaupt kommen lassen? Hätte man mich bei lebendigem Leib gespalten, ich hätte weniger gelitten. Während der ganzen Rückfahrt weinte ich bitterlich und konnte mich nicht beruhigen; nichts konnte mich in diesem Schmerz trösten. Chiara empfahl mir, nach Medjugorje zu pilgern, *„denn wer könnte dir jetzt besser helfen als unsere himmlische Mutter?“* Aber auch dort veränderte sich mein Zustand zunächst nicht. Nach zehn Tagen sah mich Marija Pavlovic, eine der Seherinnen, traurig am Eingang der Kirche sitzen. Sie lud mich ein, mit ihr zu kommen, und gab nicht nach, bis ich schließlich einwilligte.

So kniete ich während der Erscheinung der Gottesmutter neben ihr - unbeteiligt und gelangweilt. Plötzlich spürte ich eine eigenartige Wärme in meinem Körper, die mich vom Kopf bis zu den Füßen durchdrang. Ich hatte den Eindruck, von jemandem liebevoll umarmt zu werden; es war unbeschreiblich schön. So etwas hatte ich noch nie erlebt! Wenn ich im Himmel nur zehn Prozent dieses Glückes fände, würde es mir genügen. Wenig später war mir, als würde eine fremde Hand das Herz aus meiner Brust nehmen und mir ein neues einsetzen. In diesem Moment kam ein unbeschreiblicher Friede in mich. Nach der Erscheinung sagte mir Marija, die nichts von meinem Leiden wusste:

*„Die Gottesmutter hat sich allen Schmerz,
den du ganz tief in deinem Herzen trägst,
zu eigen gemacht.
Von heute an ist nur noch sie
deine Mama!“*

*„Begrift ihr denn nicht ...
Musste nicht der Messias all das erleiden,
um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?“*

Worte Jesu an die Emmausjünger Lk 24,26